

„Libyens Zukunft ist endlich offen“

Der libysche Schriftsteller Hisham Matar über sein Schreiben und den lautlosen Schrecken der Ghadhafi-Diktatur

Die Beziehung zu seinem Land war für Hisham Matar lange von Angst, Schmerz und Scham geprägt. Doch heute ist er stolz darauf, Libyer zu sein. „Trotz vierzig Jahren Schreckensregime ist es Ghadhafi nicht gelungen, den libyschen Geist zu brechen“, sagt der in London lebende Autor. In seinem jüngsten Roman thematisiert er das Verschwinden seines Vaters, der 1990 entführt und ins Gefängnis gesteckt wurde.

Hisham Matar, Sie sind 41 Jahre alt und kennen Libyen nur mit Ghadhafi. Konnten Sie sich bisher ein anderes Libyen überhaupt vorstellen?

Hisham Matar: Ghadhafis Zeit ist abgelaufen. Noch vor wenigen Jahren hätte ich dies für undenkbar gehalten. Ich hatte bereits resigniert und geglaubt, dass es der Diktatur schliesslich gelungen ist, das Ding in der menschlichen Seele, das zum Leben notwendig ist, zu brechen und auszulöschen. Über 80 Prozent der libyschen Bevölkerung sind jünger als 30 Jahre und kennen wie ich Libyen nur mit Ghadhafi. Ich dachte, dass sie der Diktatur nichts entgegenzusetzen hätten. Aber jetzt sehen wir, dass es genau diese jungen Menschen waren, die den Aufstand auslösten. Und es hat sich herausgestellt, dass all der Terror, mit dem das Regime die Bevölkerung so konsequent und umfassend unterdrückte, den Geist und den Lebenswillen der Libyer nicht brechen konnte. Dies stimmt mich versöhnlich.

Weil Ihr Vater Ghadhafis Regime offen kritisierte, lebten auch Sie gefährlich und mussten sich hinter einer falschen Identität verstecken, als Sie mit 16 Jahren in ein Londoner Internat eintraten. Wie haben Sie damit gelebt?

Die meisten Menschen empfinden die Umstände, in denen sie leben, nicht als aussergewöhnlich. Manchmal habe ich es als eine Art Spiel aufgefasst, mit einem falschen Namen und einer falschen Staatsbürgerschaft aufzutreten. Andererseits war es natürlich eine grosse Belastung und hat meine Beziehungen zu meinem Umfeld stark eingeschränkt.

Hat diese doppelte Identität Sie zum Schriftsteller gemacht?

Ich glaube nicht, dass ich nur aus einem einzigen Grund Schriftsteller geworden bin. Ich habe schon als kleiner Junge geschrieben. Aber sicher haben mich meine Lebensumstände zu dem Schriftsteller gemacht, der ich heute bin. Wie bei allen Autoren spielt auch bei mir die Erfahrung eine grosse Rolle für meine Arbeit.

2006 veröffentlichen Sie ihren ersten Roman, „Im Land der Männer“. Was hat Sie schliesslich dazu bewogen, das Schweigen zu brechen?

Ich hatte nicht die Absicht, mit diesem Roman das Schweigen zu brechen. Es ging mir dabei um Fiktion, um eine künstlerische Arbeit. Ich wollte der Frage nachgehen, was es bedeutete, an diesem Ort (Tripolis) in dieser Zeit (1970er Jahre) als Mensch zu leben. Dabei kam ich nicht darum herum, Details über den Ort und die politische Realität zu nennen. Dieser Umstand führte dazu, dass ich immer wieder über die Situation in Libyen befragt wurde. Erst da konnte und wollte ich nicht mehr schweigen, sprach öffentlich über die Menschenrechte in Libyen und die besondere Situation meines Vaters. Dies war sehr verstörend. Denn es löste bei mir und vielen

Menschen, die ich liebe, grosse Angst vor Repression aus. Wir alle wussten, dass dieses Regime immer sehr brutal zuschlug, wenn es öffentlich kritisiert wurde.

„Im Land der Männer“ erzählt von den Auswirkungen des Schreckensregimes auf eine Familie. Inwiefern spiegelt sich in dieser Familie die Gesellschaft Libyens unter Ghadhafi?

Im Zentrum des Buches stehen für mich Fragen nach den unterschiedlichen männlichen und weiblichen Wirklichkeiten. Ich untersuchte, auf welche Weise sich Frauen und Männer durch die Geschichte bewegen und wie sie diese interpretieren. In diesem Sinn interessierte mich weniger die politische Geschichte Libyens, als vielmehr die Frage, wie sich Individuen unter dieser aussergewöhnlichen Situation von politischer Unterdrückung unterschiedlich verhalten. Ich meine diese flüchtigen, kaum wahrnehmbaren Unterschiede: Wie lacht jemand anders, wie trinkt jemand Wasser, wie lieben Frauen und Männer, wie kochen sie? Diese Details faszinierten mich. Es scheint eine leicht unterschiedliche Art zwischen Männern und Frauen zu geben, mit dieser ungewöhnlich harten Situation zurechtzukommen.

Im Zentrum Ihres neuen Romans „Geschichte eines Verschwindens“ steht eine komplizierte Dreiecksbeziehung mit vielen Geheimnissen, Lücken und Lügen. Wie wichtig sind Schuld und Moral für Ihr Schreiben?

In der Art, wie die Figuren des Romans miteinander umgehen, liegt eine grosse Notwendigkeit, entweder zu betrügen oder betrogen zu werden. Das Schweigen ist aussergewöhnlich, mit dem sie sich gegenseitig Teile der ganzen Geschichte vorenthalten. Jeder und jede scheint nur Teile der Wahrheit zu kennen und glaubt, dass die anderen den Rest der Wahrheit kennen, den sie aber nicht preisgeben. Dies schafft eine vergiftete Atmosphäre, die mich in diesem Buch interessiert.

Treiben Lücken und Leerstellen Sie zum Nachforschen an?

Vielleicht. Auf einer bestimmten Ebene fühlt es sich an wie Suchen, aber nicht nach bestimmten Antworten. Suchen als künstlerische Arbeit, als Nachdenken, Meditieren über gewisse Themen und der Wunsch, etwas Schönes zu machen, etwas Umfassendes, Ganzes, wie einen Gegenstand. Ich sehe Romane auch als Objekte. Dabei ist etwas Befriedigendes in der Arbeit, im langsamen, reflektieren Herstellen von etwas.

Sind Sie manchmal überrascht über das, was Sie geschrieben haben, wenn Sie einen Roman abgeschlossen haben?

Immer. Wenn ich mit einem Roman beginne, habe ich nur eine äusserst vage Empfindung. Bei „Geschichte eines Verschwindens“ war dies ein ganz diffuses Gefühl für die Erzählerfigur Nuri. Selbst wenn er jetzt hereinspaziert käme, wüsste ich nicht, wie er aussieht, ausser dass er schlank und dunkelhäutig ist. Ich schrieb etwa ein Jahr lang, ohne an ihn heranzukommen oder in ihn hineinzusehen. Dann kam ich eines Tages auf den Satz: „Manchmal wiegt die Abwesenheit meines Vaters so schwer, als würde ein Kind auf meiner Brust sitzen.“ Ich erkannte, dass in diesem Satz die ganze Mentalität des Buches steckt. Dies war alles, was ich brauchte. Die Musik von Nuris Stimme, auch die Qualität seines Schweigens. So wurde dieser Satz zum Beginn des Romans. Er führte mich zum nächsten Satz und immer weiter. Wenn ich hingegen am Anfang genau weiss, wohin ich will, funktioniert es nicht. Aufregend ist nur, etwas zu schreiben, das ich beinahe kenne, das ich fühle, rieche, spüre. Der Faden ist dann noch ganz schwach, kaum greifbar, kann sich jederzeit wieder auflösen, und ich muss sehr vorsichtig damit arbeiten.

Welche Rolle spielt das Musikalische für Ihr Schreiben?

Musik war mir schon immer wichtig. Eine Zeitlang dachte ich sogar, ich würde Musiker werden. Poesie und Musik haben mich eine Menge gelehrt über die Stille und das Schweigen. Sie behandeln diese nicht als Absenz, sondern als physische Präsenz. Diese setze ich beim Schreiben ein. Dann gibt es noch diese Qualität von Stille, die in der Atmosphäre schwebt, der Hall, der einen Einschnitt bildet und eine leichte Verschiebung ergibt. Eigentlich machen wir das alle beim Schreiben, wir setzen nicht nur schwarze Zeichen auf die Seite, sondern lassen auch weisse Zeichen auf der Seite stehen.

Ihr neuer Roman endet mit den Worten über den seit vielen Jahren verschwundenen Vater: „Er wird einen Regenmantel brauchen, wenn er zurückkommt. Dieser hier könnte ihm noch passen. Ich hängte ihn zurück an seinen Platz.“ Das klingt so normal, als wäre der Vater nur mal eben spazieren gegangen. Es hat etwas Magisches. Wird der Vater zurückkommen?

Ich merkte erst, als ich am Schluss des Buches diesen Satz schrieb, dass Nuri immer noch an der Hoffnung festhält, sein Vater werde zurückkommen. Vorher war ich mir darüber nicht sicher. Er ist auf eine ungewöhnliche Art mit seinem Vater beschäftigt, fast existentiell. Er tut nicht, was die meisten von uns tun würden, nämlich versuchen, den Vater zu finden, oder zu sein wie er, oder ihn zu ersetzen, seine Freunde zu treffen. Nuri tut nichts davon. Er will im Raum sein, wo sein Vater war, er will mit der Erinnerung an seinen Vater leben, mit seinem Geruch. Aber er sucht ihn nicht.

Der Roman hat viel mit Ihrer Biographie zu tun. Ihr eigener Vater ist seit über zwanzig Jahren verschwunden. Glauben Sie, dass er noch lebt?

Ich habe noch Hoffnung, wenn sie auch sehr schwach und brüchig geworden ist. Aber es ist unmöglich, die Hoffnung aufzugeben.

Haben Sie seit dem Beginn des Aufstands in Libyen etwas von Ihrem Vater gehört?

Nein. Wir haben nachgefragt in den Orten, wo die Rebellen die Kontrolle übernommen haben und die politischen Gefangenen freigelassen wurden. Mein Vater war nicht dabei. Wir müssen jetzt warten, bis das Regime fällt, um umfassend suchen zu können.

Wie sehen Sie die politische und gesellschaftliche Zukunft Libyens?

Das alte Regime ist am Ende. Aber diese 42 Jahre unter Ghadhafi haben das Land und die Menschen beinahe zerstört. Diese Hinterlassenschaft macht den Wiederaufbau äusserst schwierig. Eine Revolution zu machen heisst nicht einfach, einen Diktator zu stürzen. Das ist bloss ein Aufstand. Eine Revolution bedeutet langsame, harte Arbeit und schliesst den Wiederaufbau von Wirtschaft und Bildung ein, auch Geschlechterpolitik gehört dazu. Was in Tunesien, Ägypten und Libyen geschehen ist, kann noch nicht Revolution genannt werden. Die Arbeit, die nötig ist, verlangt nicht nur Geduld, sondern Ausdauer und die Bereitschaft, abseits der Medien mühselige und langweilige Kleinarbeit zu machen. Da kommen keine Filmteams, denn es gibt nichts zu filmen, es ist nicht spektakulär.

Welches sind die grössten Hindernisse?

Das wichtigste Werkzeug, das dem Ghadhafi-Regime so lange geholfen hat zu überleben, war der Abbau der Bürgergesellschaft. Jede zivile Regung, und sei es nur

die Produktion eines Strickheftes, wurde unterdrückt. Dies ist ein grosses Problem. Denn durch diese kleinen zivilen Projekte und Handlungen, die wir als selbstverständlich ansehen, schaffen wir das feine sozial Netz, in dem Menschen sprechen, arbeiten und sich organisieren. Das braucht es, wenn man etwas Grosses wie einen Staat aufbauen will. Das fehlt in Libyen. Ich mache mir auch Sorgen darüber, wie stark die so lange Zeit erlebte Gewalt weiterhin wirkt und den Neuanfang vergiftet. Ausserdem muss Libyen aus der Isolation herausfinden, in der es unter Ghadhafi gelebt hat. Vor Ghadhafi war Libyen weltoffen, das Land lebte vom Handel. Während Jahrhunderten sind Libyer durch die Welt gereist. Es ist eine aufregende Vorstellung, dass dies wieder so werden könnte, dass Libyen eine neue Beziehung zur Welt aufbaut, die nicht auf Angst, Schmerz und Peinlichkeit gründet. Sogar Libyer, die für das Regime arbeiteten, schämten sich für das lächerliche Benehmen des Diktators und seiner Familie, die in der Öffentlichkeit als Vertreter des Landes galten. Libyen wird allerdings die Hilfe der internationalen Gemeinschaft brauchen. Ich hoffe, dass dieselben Länder, die sich so eifrig darum bemühten, mit Ghadhafi Geschäfte zu machen, jetzt auch herbei eilen, um dem traumatisierten Land wieder auf die Beine zu helfen.

Wie wirkt sich der Aufstand auf Ihr Selbstwertgefühl als Libyer aus?

Ich war früher überwältigt von Angst, Schmerz und Scham. Damit ist es vorbei. Heute bin ich stolz, Libyer zu sein, wenn ich sehe, wie mutig und entschlossen meine Landesleute diesem ungeheuren Ausmass an Gewalt entgegen treten. Es ist höchst aufregend, nicht zu wissen, was nun geschehen wird. In meiner Erfahrung mit Libyen wusste ich immer, was passieren wird. Ich wusste, was von mir erwartet wird, welche Bücher ich lesen sollte und welche nicht, was ich sagen sollte und was ich nicht sagen sollte, was ich essen sollte und was nicht. Für die libysche Bevölkerung ist es ein Zeichen von Reife, jetzt in dieser Position zu sein, in der man nicht weiss, was geschehen wird, in der die Zukunft offen ist. Denn dies verlangt von ihnen, selbst zu denken, sich eine Meinung zu bilden und zu handeln.

Interview: Susanne Schanda

Zum Autor:

Hisham Matar wurde 1970 in New York geboren, wo sein Vater bei der UNO arbeitete. Drei Jahre später zog die Familie nach Tripolis zurück. 1979 musste sie fliehen, da der Vater als Dissident verfolgt wurde, und zog nach Kairo. Als 16-Jähriger ging Hisham Matar nach London, wo er ein Internat besuchte und später studierte. 1990 wurde sein Vater vom ägyptischen Geheimdienst entführt und nach Libyen ausgeliefert. Seither hat die Familie nur zwei Mal ein Lebenszeichen von ihm erhalten. Matars erster Roman „Im Land der Männer“ kam 2006 auf die Shortlist des Man-Booker-Preises und wurde in 22 Sprachen übersetzt. Soeben ist der zweite Roman auf Deutsch erschienen: „Geschichte eines Verschwindens“.

NZZ, 26.7.2011